„Für mich war wichtig, dass ich irgendwie dazu gehörte“

Die Fallstruktur der MfS-Mitarbeiterin Frau Dorsch[1]

Uwe Krähnke und Matthias Finster

1. Relevanz, Problemaufriss und methodisches Vorgehen der Untersuchung

Seit dem Mauerfall 1989 ist die „Stasi“ ein Dauerbrenner in den öffentlichen Medien. Wach gehalten wird das Interesse an diesem dunklen Kapitel der DDR-Vergangenheit vor allem durch die regelmäßige Skandalisierung von geouteten bzw. mutmaßlichen „IMs“. Bemerkenswerter Weise sind es nicht die hauptamtlichen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen des Ministerium der Staatssicherheit, die über die Jahre hinweg in der Schusslinie der öffentlichen Debatten standen. Dies hat sich in den letzten Monaten geändert. Nachdem sich ehemalige Offiziere der Staatssicherheit gewissermaßen im Untergrund (re)formierten, sind sie nunmehr offen dazu übergegangen, mit gezielten Provokationen öffentliche Informationsveranstaltungen zu Machtpraktiken des DDR-Geheimdienstes zu sprengen und entsprechende Gedenkstätten und Ausstellungen zu diskreditieren. Vorläufiger Höhepunkt jener öffentlichkeitswirksam inszenierten geschichtsrevisionistischen Versuche war das offensive Auftreten von 200 Alt-Kadern auf einem Forum in der Gedenkstätte Berlin-Hohenschönhausen am 14. März 2006. Ihr Aufmarsch veranlasste den Journalisten Jens Bisky in der Süddeutschen Zeitung zu der Prognose: „Die harten Stasi-Debatten stehen uns noch bevor“.

Trifft die Prognose tatsächlich zu, sollten wir vorbereitet sein. Es ist an der Zeit nachzufragen: Was sind es eigentlich für Menschen, die sich freiwillig zum Dienst in den Macht- und Repressionsapparat des MfS verpflichtet hatten? Was bewog „ganz normale“ Menschen in einer Art und Weise zu handeln, die – gemessen am liberaldemokratischen Werte- und Normenverständnis – als moralisch und rechtlich illegitim gilt? Und warum haben einige von ihnen heute noch die Einstellungen und Werthaltungen von damals?

Selbst für die Sozialwissenschaften stellen die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen des MfS eine black box dar. Abgesehen von einigen Standardwerken[2] mangelt es an empirischen Studien, die Einblicke geben, wie es um das Innenleben der Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen bestellt war und wie sie sich in die militär-bürokratische Organisationsstruktur des Geheimdienstes einfügten. Mit Wilhelm Schapp (1953) formuliert, käme es nunmehr darauf an, aufzudecken, in welchen „Geschichten“ die Personen – in diesem Fall die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen der Staatssicherheit – „verstrickt“ sind. Erst über das selbstdisziplinierende Handeln der Akteure konnten sich,

1 Wie bei Fallstudien der qualitativen Sozialforschung allgemein üblich sind alle Namen der Personen und der Orte geändert.

2 Hier sei vor allem verwiesen auf Suckut 1996; Müller-Engbergs 1996, 1998; Giesecke 2000, 2001.

 © Verlag Barbara Budrich

so unsere Annahme, die Organisationsstruktur und Funktionslogik des Geheimdienstapparates dauerhaft reproduzieren. Die MfS-Mitarbeit erforderte mehr als reine Gehorsamspflicht und konformes Rollenverhalten. Es musste die gesamte Person institutionell eingebunden sein.

Die folgende Einzelfallanalyse ist das Ergebnis einer Pilotstudie, die sich einer sozialwissenschaftlichen Aufklärung der Staatssicherheit-Vergangenheit im eben geforderten Sinne verpflichtet fühlt. Gegenstand dieser Analyse ist die (erzählte) Biographie einer MfS-Mitarbeiterin.[3] Die zentrale Fragestellung lautet: Warum und wie war Frau Dorsch fast drei Jahrzehnte für den DDR-Geheimdienst tätig? Hierbei liegt der Untersuchungsfokus einerseits auf dem biographischen Verlauf, auf Motivations- und Handlungsstrukturen sowie auf normativen Orientierungsmustern und kulturellen Wertvorstellungen. Andererseits interessiert, ob die Staatssicherheit bestimmte Gelegenheitsstrukturen bot, die von der Person als Realisierungsmöglichkeit ihres Lebensentwurfes, respektive Konzepts der Lebensführung, wahrgenommen wurde. Das eigene Lebensarrangement von Frau Dorsch und die vorgegebene Gelegenheitsstruktur des DDR-Geheimdienstes werden bei der Analyse gewissermaßen als zwei Seiten ein und derselben Medaille angesehen. Erst durch die Rekonstruktion, wie diese beiden Aspekte zusammenpassen, ergibt sich die Fallstruktur der MfS-Mitarbeiterin Frau Dorsch.

Die Einzelfallanalyse wurde auf der Grundlage der objektiven Hermeneutik durchgeführt. Da Ulrich Oevermann, der dieses Verfahren der rekonstruktiven Sozialforschung maßgeblich entwickelt hat, sich stark darauf kapriziert, dass die objektive Hermeneutik als „Kunstlehre“ zu erlernen und zu praktizieren sei, was impliziert, dass es keine operationalisierte und kanonisierte Methode gibt (vgl. Oevermann et al. 1979: 404 f.; Reichertz 1995: 384 ff., 403), musste im Rahmen der Pilotstudie eine geeignete Vorgehensweise entwickelt und getestet werden, mit der theoretisch plausible und empirisch verifizierbare Aussagen über den Untersuchungsgegenstand möglich sind. Bestandteil des methodischen Vorgehens (vgl. Kleemann/Krähnke/Matuschek 2007) sind die zentralen Analyseschritte der objektiven Hermeneutik: Sequenzanalyse (extensive Sinnauslegung an einem relevanten Interviewausschnitt), Überprüfung der aufgestellten Lesarten an weiteren Belegstellen (Hypothesenverifikation), Ausformulierung der verifizierten Lesart (Entwickeln der Fallstruktur unter Einbeziehung relevanter Theorieansätze).

Der Untersuchungsfokus der objektiven Hermeneutik ist nicht darauf gerichtet, was jemand selbst mit seiner Äußerung intendiert, gefühlt oder gemeint haben könnte. Anstatt einer Fallbeschreibung, die sich auf Vermutungen über die subjektive Innenwelt gründet, soll die Fallstruktur auf übersubjektiv existierende (d.h. objektive) Sinn- bzw. Bedeutungsstrukturen zurückgeführt werden. Äußerungen, Handlungen und Interaktionen von Individuen weisen laut Oevermann (2002: 2) kollektiv geteilte, aber latente Regeln und Bedeutungen auf (z.B. universelle Sprachregeln oder milieuspezifische Normen, schichtspezifische Sozialisationsmuster etc.), die sich rekonstruieren lassen. Im Rahmen der objektiven Hermeneutik wird davon ausgegangen, dass jene latenten Sinn- und Bedeutungsstrukturen den Rahmen für das Handeln der Individuen bilden. Rekonstruierbar seien sie insofern, als sie sich in deren Äußerungen „niederschlagen“.

3 Vorbereitet und durchgeführt wurde das Interview 2000 von Dirk Jurich.

2. Objektive Lebensdaten von Frau Dorsch

Um einen Einblick zu geben, wie sich die MfS-Tätigkeit von Frau Dorsch in ihr Leben einfügt, sind im Folgenden die objektiven Lebensdaten zusammengefasst.

Objektive Lebensdaten von Frau Dorsch

1940	Geburt in Mecklenburg-Vorpommern als drittes Kind; zwei ältere Brüder
1942	Tod ihres Vaters im Krieg
1948	Neuer Lebensgefährte ihrer Mutter
1951	Zweite Heirat ihrer Mutter
1947 – 1955	Schulbesuch (8. Klasse; zwischenzeitlich ein Schuljahr Ausfall wegen Krankheit)
1955 – 1957	Besuch einer landwirtschaftlichen Schule
1957 – 1858	Anstellung in einem Fischverarbeitungsbetrieb
1958 – 1960	Anstellung in der Schiffsreinigung einer Werft; nach vier Monaten Versetzung in das werfteigene Klubhaus; nebenbei Besuch der Abendakademie der Werft (Kurs in Schreibmaschineschreiben, Stenographie und Buchhaltung); während dieser Zeit: Eintritt in die SED Eintritt in das MfS; Schreibkraft in einer Kreisdienststelle; Besuch der Abendschule, um die Deutschkenntnisse zu verbessern
1961	Antrag auf Entlassung aus dem MfS; Versetzung in die MfS-Bezirksverwaltung als Fernschreiberin
1962	Absolvieren von drei Leistungsklassen; Besuch verschiedener Lehrgänge
1962-1971	Heirat

3. Abbau eigener Defizite als Maxime der Lebensführung

Frau Dorsch verlebt eine von Kriegs- und Nachkriegswirren geprägte Kindheit in einem kleinen Dorf in Mecklenburg-Vorpommern. Nach der Schulzeit absolviert sie eine zweijährige Berufsausbildung an einer landwirtschaftlichen Schule. Insbesondere die Jahre 1955 bis 1961 lassen einen unstetigen Verlauf ihrer Erwerbsbiographie erkennen. Die Richtung ihrer Ausbildung (Landwirtschaft) weicht stark von den anschließend ausgeübten Berufstätigkeiten ab. Zudem wechseln die Tätigkeiten bis zum Eintritt in das MfS recht häufig.

Abgesehen von diesen anfänglichen Brüchen in der Erwerbsarbeit lassen die objektiven Lebensdaten von Frau Dorsch insgesamt auf eine erfolgreiche Berufskarriere schließen. Ihre Erwerbstätigkeit beginnt sie 1957 als unqualifizierte Arbeiterin in einem Fischverarbeitungsbetrieb; 1989 beendet sie mit dem Offiziersrang eines Hauptmannes ihren Dienst im Ministerium für Staatssicherheit der DDR. Allerdings manifestiert sich dieser berufliche Aufstieg nicht in der Selbstdarstellung des biographischen Interviews. So sucht man vergebens nach Stellen, in denen sie selbstbewusst, voller Stolz oder Zufriedenheit das eigene Leben resümiert. Statt einer positiven Selbsteinschätzung wird von Frau Dorsch permanent der Eindruck vermittelt, ein

unglückliches Leben bisher gelebt zu haben. Als der Interviewer das Gespräch beenden will („*okay ich denke mal, wir haben jetzt aber ziemlich lange geredet, ja*“ [Z 1980]), reagiert Frau Dorsch unmittelbar mit den Worten: „*na über so´n Scheiß, wa*“ (Z 1982). Deutlicher kann die eigene Biographie verbal nicht disqualifiziert werden.

Die Abwertung des eigenen Lebens lässt sich an vielen Stellen des Interviews festmachen. Frau Dorsch stilisiert sich als „fünftes Rad“, als „Verliererin“ und „Opfer“; sie betont das Fremdbestimmtsein, und ihr Habitus weist deutlich Züge von Unterordnung und Fatalismus auf. Als eine Schlüsselstelle des Interviews kann der folgende Satz interpretiert werden: „*Und äh, ich war das dritte Kind und mich wolltn se alle nicht so richtig habn*“ (Z 36). Ohne weiter darüber zu spekulieren, ob Frau Dorsch einschneidende traumatische Erlebnisse in ihrer Kindheit hatte – wofür es im Interview Hinweise gibt –, lässt sich behaupten, dass in ihren frühen Jahren bestimmte Defizite auftraten, die ihren Lebensweg „bestimmen“ sollten. Bei den Defiziten handelt es sich um materielle, emotionale, soziale sowie Bildungsdefizite.

Schon durch den Tod des Vaters 1942 und angesichts der Kriegs- und unmittelbaren Nachkriegswirren konnte die Familie keinen stabilen Rahmen für ihre Primärsozialisation bieten. Der Einzug des neuen Lebenspartners der Mutter (1948) und die Heirat der beiden (1951) verstärken eher die strukturellen Probleme auf der emotional-sozialen Ebene. „[Er] *nannte sich zwar Vater, aber er war wie ein Stiefvater, wie es im Buche steht*“ (Z 28 f.). Selbst zu ihrer Mutter hat sie kein inniges Verhältnis. Diese ist für Frau Dorsch weder Vertrauensperson noch Autorität. Das „*Verhältnis … war ja eh schon so (,) dass ich=ich habe keine große Lehren angenommen*“ (Z 385 f.). Von ihren Brüdern lebt sie getrennt, da diese bei den Großeltern untergebracht sind. Die familiären Verhältnissen werden ausnahmslos negativ wahrgenommen; ihnen möchte sie entfliehen: „*mein Ziel war immer, von zu Hause weg (,) ich wollte nicht zu Hause bleiben*“ (Z 88 f.). Hier manifestiert sich das soziale und emotionale Defizit, dessen Kompensation sich in ihrem weiteren Lebensverlauf als ein anhaltendes Streben nach zwischenmenschlicher Wärme und Geborgenheit darstellt.

Die Herkunftsfamilie wird von Frau Dorsch entgegen der Common-Sense-Vorstellung als eine unpersönliche Einrichtung dargestellt, deren Funktion auf die physische Existenzsicherung beschränkt ist. Betont wird von ihr die materielle Notsituation, in der sich ihre Familie im und unmittelbar nach dem Krieg befand. „*Zielsetzung war schon, die Kinder also, ähm zu ernährn. möcht ich so sagn. So ich habe schon äh, Hunger äh kennen gelernt*“ (Z 21 ff.).

Ebenso wie die emotionalen, sozialen und materiellen Defizite ist auch das offensichtliche Bildungsdefizit von Frau Dorsch den zerrütteten Umständen innerhalb und außerhalb der Familie geschuldet: „*Ich war auch ne Zeit lang krank (,) und äh (1) setzt ein ganzes Jahr in der Schule aus (.) musste dieses Jahr nachholen*“ (Z 37 ff.). In der Summe führen persönliche und familiäre Dispositionen sowie die Umstände der Nachkriegszeit zum Anstau des Bildungsdefizits: der Lehrermangel und ungenügend ausgebildete Lehrkräfte der Nachkriegszeit bedingen eine defizitäre Schulbildung: „*ich habe schon diese Zeit miterlebt, wo also viele Lehrer eingesetzt wurden, die auch in Schnellkursen diesen Beruf erlernt haben. Und sich das natürlich auch bei den Kindern dann auswirkte*“ (Z 50ff.). Der Zugang zu weiterführenden Schulen wird ihr verstellt; „*es war leider Gottes noch so, dass man davon ausging, dass ein Mädchen heiratet und auch keine Ausbildung brauchte*“ (Z 56 ff.). Der Verbleib in der Land-

wirtschaft bis zu ihrer Volljährigkeit wird aufgrund fehlender Alternativen quasi erzwungen. Dies ist Frau Dorschs Ausgangslage bei ihrem Eintritt ins Erwachsenleben.

Insgesamt steht der Abbau aller vier Defizite im Mittelpunkt von Frau Dorschs Lebensführungskonzept. Das Streben nach Defizitminderung bildet nicht nur die Logik ihrer individuellen Gestaltung sozialer Beziehungen. Es prägt auch die Art und Weise, wie sie sich in Organisationen und Institutionen einfügt. Der Eintritt in eine Einrichtung und ihr Verbleib dort wird nach Frau Dorschs Handlungslogik davon abhängig sein, ob ihr jeweils eine Gelegenheit geboten wird, ihre Defizite abzubauen. Diese sich strukturell bietenden Möglichkeiten der Defizitminderung sollen hier als Gelegenheitsstrukturen bezeichnet werden.

Um plausibel zu erklären, inwiefern Frau Dorsch prädestiniert ist für die Tätigkeit innerhalb der Staatssicherheit, wird im Folgenden der Blick auf all jene Gelegenheiten gelenkt, die sich ihr bieten, um ihre emotionalen, sozialen, materiellen Mängel sowie den Bildungsrückstand zu mindern. Bei diesen anhand des Interviews identifizierbaren Optionen jenseits der Staatssicherheit handelt es sich um die Kirchengemeinde, die SED, ihre Erwerbsarbeit sowie ihre eigene Familiengründung.

4. Die Gelegenheitsstruktur der Kirchengemeinde

Wie generell in ländlichen Gegenden zu dieser Zeit, so ist es auch im Dorf von Frau Dorsch üblich, Mitglied der christlichen Gemeinde zu sein – selbst wenn man nicht gläubig sein sollte. („*... in der Kirche war'n se alle ...*“, Z 1327). Insofern stellt die Berührung mit der Kirche eine sozialstrukturell (bzw. milieuspezifisch) vorgeprägte Gelegenheitsstruktur dar. Trotz der fehlenden religiösen Bindung ihrer Herkunftsfamilie kann sie der Institution Kirche ein positives Moment abgewinnen; hier fühlt sie sich geborgen: „*wo ich die also die Atmosphäre in der Kirche schon immer* schön *fand [...] ohne dass ich da an irgendwas glaube*.“ (Z 1345).

Im Kontext ihres Kirchenkontaktes wird der Pfarrer der Gemeinde eine zentrale Bezugsperson. Frau Dorsch charakterisiert ihn als „*ziemlich offen und weltoffen*“. Es gab persönliche „*kindliche*“ Gespräche, und sie scheint zu ihm eine gute und emotional geprägte Beziehung gehabt zu haben: „*wo ich den Pfarrer sehr* sehr *mochte, ja*“ (Z 1355). Das positive persönliche Verhältnis wird allerdings dadurch getrübt, dass der Pfarrer es versäumt, ihr die religiösen Inhalte der Kirche zu vermitteln und sie in die Gemeinde zu integrieren. So ist die Unterrichtspraxis der Christenlehre dadurch geprägt, dass die Kinder der (in religiöser Hinsicht) „Außenseiterfamilien“ in die letzte Reihe gesetzt und damit faktisch aus der Unterweisung herausgenommen sind. Im Wissen um Frau Dorschs familiären Hintergrund, d.h. der fehlenden Bindung zur Kirche, verzichtet der Pfarrer auch darauf, bei ihr Druck und Zwang hinsichtlich des Erlernens religiöser Inhalte auszuüben. Sie wendet sich in dem Moment enttäuscht von ihm ab, als sie erkennt, dass er dies gar nicht ernsthaft anstrebt. Das Schlüsselerlebnis ist die Einsegnung.[4]Bei der Prüfung vor der Einsegnung manipuliert der Pfarrer das Ergebnis zugunsten seiner Schützlinge. Unterschiedliche Handzeichen der Prüflinge sollen anzeigen, ob diese in der Lage waren, eine gestellte Frage zu beantworten. Durch das verabredete Zeichen ist es auch den Außenseiterkindern ohne tiefge-

4 Um Gemeindemitglied zu werden, muss man in einem bestimmten Alter eingesegnet werden. Dies wiederum ist nur nach Unterricht (Christenlehre) mit abschließender Prüfung und nachweislich regelmäßigem Gottesdienstbesuch möglich.

hende Kenntnisse möglich, die Prüfung zu bestehen. Frau Dorsch empfindet diese Situation „*schon bisschen wie ne Farce da in der Kirche*“. Der Pfarrer erfüllt nicht ihre moralischen Erwartungen. Die Folge ist Enttäuschung und Vertrauensverlust. Sie entwickelt die Einstellung, dass die institutionsspezifischen Regeln, Normen und Werte für die kirchlichen Würdeträgern selbst nicht verlässlich und verbindlich sind.

Der Pfarrer der Gemeinde vernachlässigt in den Augen von Frau Dorsch bei ihr die Vermittlung von relevanten Inhalten: Sie wird von der katechetischen Unterweisung ausgeschlossen und hat somit keinen Anhaltspunkt, die von der Kirche angebotenen Glaubensinhalte und Handlungsorientierungen positiv zu bewerten und sich mit ihnen zu identifizieren. Damit ist allerdings die fehlende Bindung an die Institution Kirche nicht hinreichend plausibel erklärt. Beachtet werden muss vielmehr ihr Streben nach Defizitminderung. Würde Frau Dorsch in der Kirche eine entsprechende Gelegenheitsstruktur für ihr Streben entdecken, hätte sie sich auch für diese Institution entschieden.

Die Kirche kann grundsätzlich nicht dazu beitragen, ihr materielles Defizit und ihr Bildungsdefizit zu mindern. Anders verhält es sich mit der Minderung des emotionalen und des sozialen Defizits. Hierfür wäre die Glaubensgemeinschaft prädestiniert. Allerdings erfährt Frau Dorsch menschliche Nähe und Geborgenheit nicht im erhofften Maße. Das „Hintersetzen“ durch den Pfarrer kommt einem Ausschluss bzw. einer Verwehrung des Zuganges zur Gemeinschaft gleich. In die Gruppe der Einsegnungskandidaten ist sie nie wirklich integriert: „*Christenlehre, wie gesagt, da mussten wir dann hinten sitzen. Wir haben da nicht hingehört*“ (Z 1365). Wiederum macht Frau Dorsch die Erfahrung, „das fünfte Rad“ zu sein und „nicht gewollt zu werden“. Den weiteren Ausführungen im Interview ist zu entnehmen, dass die Einsegnung der letzte Kontakt mit der Institution Kirche blieb.

5. Die Gelegenheitsstruktur der Erwerbsarbeit

An den Schulabschluss der 8. Klasse schließt sich ein zweijähriger Besuch einer Landwirtschaftsschule an. Entgegen der ländlichen Praxis: „*es war leider Gottes noch so, dass man davon ausging, dass ein Mädchen heiratet und auch keine Ausbildung brauchte*“ (Z 56 ff.) und gegen den Willen des Stiefvaters: „*ich war eigentlich eine billige Arbeitskraft für ihn*“ (Z 64) erzwingt die staatlich verordnete Bildungspolitik ihre Berufsausbildung: „*mein Stiefvater wurde dazu gezwungen ... es gab staatliche Festlegungen und er musste*“ (Z 64 ff.). Nach der Beendigung der Landwirtschaftsschule erfährt sie von einer Zusatzausbildung zur tiermedizinischen Assistentin. Diese ist an einen Internatsbesuch geknüpft, womit sich zum ersten Mal die konkrete Gelegenheit ergäbe, dem Elternhaus zu entfliehen. Wegen Frau Dorschs Minderjährigkeit bedürfte dieser Schritt jedoch der Zustimmung der Eltern. Diese Option scheitert schon an der Verweigerung der elterlichen Erlaubnis, und ihr bleibt an dieser Stelle die Lösung vom Elternhaus noch verwehrt: „*meine Mutter hat mir die (,) äh die Genehmigung nicht gegeben.*“

Nach der Prämisse „*mein Ziel war immer von zu Hause weg ... daher auch überhaupt kein Interesse an diesem* [landwirtschaftlichen] *Beruf*“ (Z 88 ff.) nimmt sie auf Vermittlung von Verwandten eine Tätigkeit in einem privaten Fischverarbeitungsbetrieb auf. Ihre Arbeit dort bezeichnet sie als ein „*Sprungbrett*“ (Z 100), als eine „*Zwischenstation*“ (Z 104). Sie sieht in dieser Tätigkeit eine Möglichkeit, das Stigma der

landwirtschaftlichen Herkunft abzulegen. Wiederum über persönliche Kontakte, diesmal ist es die Mutter ihrer besten Freundin, gelingt der Einstieg in einen Werftbetrieb. Die Werftarbeit beginnt in der Schiffsreinigung, die alle Neueinsteiger durchlaufen müssen. Die Arbeit dort ist geprägt vom einfachen manuellen Reinigungsdienst, körperlicher Anstrengung, starker Lärmbelastung im dröhnenden Schiffskörper und hoher Fluktuation der Belegschaft. Wie lange die Arbeiter und Arbeiterinnen in dieser Abteilung verbleiben, ist abhängig von ihrer Leistungsbereitschaft. Bewährt man sich in der Schiffsreinigung, wird man innerhalb einiger Wochen einer anspruchsvolleren Arbeit zugeteilt. Frau Dorsch hingegen gelingt es weder bis zur Fertigstellung eines Schiffes durchzuhalten noch sich aus eigener Kraft eine Versetzung zu erarbeiten. Nach vier Monaten in der Schiffsreinigung umgeht sie den vorgesehenen Aufstiegsweg: Ihre Krankmeldung und ein ärztliches Attest bewirken eine Umsetzung in das Klubhaus der Werft.

Die Tätigkeit in der Schiffsreinigung ist nicht für die Defizitminderung geeignet. Zwar ist die Arbeit mit einer vergleichsweise guten Entlohnung und Verpflegung verbunden. In ihrem Streben, die Verhältnisse ihrer Herkunftsfamilie hinter sich zu lassen, ist sie aber noch mehr auf die emotionale und soziale Stabilisierung ihres Umfeldes angewiesen. Die Arbeit in der Schiffsreinigung bietet dafür keine Gelegenheiten. Häufig wechselnde Kollegen und die schlechten Arbeitsbedingungen erschweren den Aufbau und die Aufrechterhaltung enger kollegialer Beziehungen. Ebenso wenig kann sie hier ihr Bildungsdefizit abbauen.

Im werfteigenen Klubhaus, ihrem neuen Tätigkeitsfeld, werden Kulturveranstaltungen organisiert und abgehalten. Hier wird sie durch diverse Weiterbildungsangebote vom „Mädchen für alles“ zur Hilfsschreibkraft qualifiziert, die zuletzt „*auch schon die Sekretärin vertreten*“ (Z 190) darf. In der ebenfalls im Hause befindlichen Abendakademie lernt sie dazu Schreibmaschineschreiben, Stenographie und Buchhaltung. Im Klubhaus gelingt ihr also ein erster Schritt zum Abbau des Bildungsdefizits. Der Kollegenkreis ist stabiler und tragfähiger als in der Schiffsreinigung, was ihr die Aufnahme engerer Beziehungen ermöglicht und ihr tiefes Bedürfnis nach Nähe und Geborgenheit befriedigen kann. Zu ihrer regulären Tätigkeit und der Weiterbildung in der Abendakademie hat sie die Möglichkeit, im Klubhaus zu übernachten. Dadurch wird ihre Unabhängigkeit von der Herkunftsfamilie weiter erhöht. Mit ihrer Arbeit in der Werft hat sich Frau Dorsch endgültig vom Elternhaus getrennt und steht, wie es scheint, erstmals „auf eigenen Beinen“. Sie arbeitet dort bis zur Abwerbung durch die Staatssicherheit.

6. Die Gelegenheitsstruktur der SED

Achtzehnjährig kommt Frau Dorsch (1958) durch die Anstellung im werfteigenen Arbeiter-Kulturhaus in Kontakt mit zwei Bezugspersonen, die ihr weiteres Leben entscheidend beeinflussen werden. Zum einen wird eine ältere Kollegin, Frau Nussel, für sie zu einer Art Mutterersatz. Wichtige Entscheidungen spricht sie nicht mit ihren Eltern ab, sondern wendet sich an diese Kollegin. Frau Nussel ist die treibende Kraft für ihren Parteieintritt. Eine weitere wichtige Bezugsperson ist der „Alte Kommunist“[5], der ihr ebenfalls als Ratgeber zur Seite steht.

5 Frau Dorsch kann sich nicht an seinen Namen erinnern.

Beiden Bezugspersonen begegnet Frau Dorsch mit Achtung und Verehrung. Deren Einfluss auf ihr Leben beschreibt die selbst als „*nötig*“ und „*wichtig*“. Zwar fühlt sie sich im Nachhinein durch beide „*gesteuert*“, aber die Bezugspersonen haben, wie sie betont, dabei „*mehr menschlich gewirkt*“ (Z 248 f.). Geradezu überschwänglich führt sei weiter aus: „*sie ham also wirklich dieses dieses äh Menschliche was=e=was ich wirklich v=vermisst habe rübergebracht (,) also mir sehr viel Halt gegeben und (,) auch sehr viel Vertrauen.*“ (Z 261).

Frau Dorsch weiß, dass beide Bezugspersonen in der SED sind. Frau Nussel legt ihr den Parteieintritt nahe. Es zeichnet ihre Fallstruktur aus, dass nicht die politische Ausrichtung der SED sie zum Parteieintritt motiviert, sondern dass sie vielmehr von den beiden Bezugspersonen beeinflusst wird. Tatsächlich ist ihre SED-Mitgliedschaft keine Manifestation einer klaren kommunistischen Haltung. Sie selbst charakterisiert sich als „*parteimäßig gar nich* vor*programmiert*“ (Z 1490); „*also ich bin ja jetzt nicht vom Elternhaus jetzt also* [politisch] *motiviert worden oder so*“ (Z 1308). Die Parteiprogrammatik wird ihr in der Zeit vor dem Parteieintritt in erster Linie durch Frau Nussel und den Alten Kommunisten vermittelt. Es gibt keinerlei Hinweise, dass sie sich als eine politisch „überzeugte Kommunistin“ positioniert. Stattdessen lässt sich rekonstruieren, dass ihre politische Einstellung nach demselben Muster wie ihre frühere Einstellung zur Kirche (bei der Einsegnung) von der eigenen handlungsbestimmenden Gelegenheitsdefinition überlagert ist, d.h. von der Einschätzung, inwiefern die SED-Mitgliedschaft zur Minderung ihrer emotionalen, sozialen und materiellen Defizite sowie ihres Bildungsdefizits beitragen könnte.

Wie Frau Dorsch selbst betont, ist sie mit dem „*Glauben* [zur SED] *hingegangen, das sind alles Genossen, das sind alles hervorragende Leute*“ (Z 280),*… alles Menschen die also (2) d=drüber stehn oder was ich mir da=n Bild gemalt von von den Menschen=das=sind=Genossen das sind die Besten*“ (Z 1222). Offenkundig überträgt sie die konkret wahrgenommenen und für sie so wichtigen Eigenschaften von Frau Nussel und dem Alten Kommunisten auf die Parteimitglieder generell und auf die Parteiorganisation. Aus den positiven Erfahrungen und der guten Beziehung zu den beiden vertrauten Bezugspersonen erwächst die Hoffnung, dass die Partei eine Gelegenheit bietet, ihr soziales Defizit zu kompensieren. „*für mich war das schon..... irgendwo war das..... nicht wichtig für meine Karriere oder sonste was. Für mich glaub ich war wichtig, dass ich also irgendwo dazugehörte (,) dass ich also (.) möglicherweise hatte ich ähm (2) den=den den notwendigen* Halt *den ich eigentlich sonst brauchte oder der vielleicht jeder hat in den jungen Alter äh das zu Hause hatte ich nich ich hab's woanders gesucht unter anderem möglicherweise auch bei der Partei*“ (Z 237).

Noch während ihrer Tätigkeit im Klubhaus tritt sie in die SED ein. Auch der zeremonielle Akt der Parteiaufnahme entspricht im Gegensatz zur kirchlichen Einsegnung voll ihren Erwartungen: „[die Aufnahme] *war für mich schon eine erhebende Sache. Man hat es sehr schön gemacht. Ich habe mit alten Leuten gesprochen, mit alten Parteigenossen*“ (Z 945).

In der Partei sucht sie vor allem emotionalen und sozialen Halt: „*ich denke schon das war auch ein bisschen wie* [Familien-] *Ersatz*“ (Z 1090 f.; vgl. auch Z 1306 f.). Angesichts ihrer losen und zerrüttelten Beziehungsgefüge der Herkunftsfamilie und den sich erst langsam stabilisierenden gesellschaftlichen Verhältnissen der Nachkriegszeit entsteht bei Frau Dorsch das Gefühl, nun „angekommen“ zu sein, einen

anerkannten Platz in einer Gemeinschaft gefunden zu haben. Für sie handelt es sich nicht nur um „irgendeine" Gemeinschaft. Sie glaubt an das Selbstbild der Kommunisten, Elite einer neuen, freien und gerechten Gesellschaft zu sein. Einer jungen Frau, die sich in ihrer Kindheit vernachlässigt und ausgestoßen fühlte, muss die Aussicht, zu dieser Gemeinschaft der Eliten, der „*Besten*" der Gesellschaft, dazugehören zu dürfen, wie eine Verheißung vorgekommen sein.

Wie realitätsfern ihre Vorstellung von der Gemeinschaft der Elite ist, zeigt sich bereits nach kurzer Zeit. Frau Dorsch wird mit „*Fehlern*", „*Schwächen*" und „*moralischen Verfehlungen*" der SED-Mitglieder (u.a. Diebstahl; Fremdgehen, Schickenlassen von „Westpaketen") konfrontiert. Diese Erlebnisse sind für sie ein persönlicher „*Schock*" (Z 1219); ihr idealisiertes Menschenbild von den Genossen und Genossinnen bricht zusammen. Sie muss erkennen, dass auch die Partei keine tragfähige Institution im Sinne ihrer überhöhten moralischen Ansprüche ist. Die Erkenntnis, „*doch am falschen Platz gelandet*" (Z 303 f.) zu sein, kommt allerdings zu spät. Zu diesem Zeitpunkt ist sie nämlich bereits Mitarbeiterin der Staatssicherheit. Ein Austritt aus der SED ist mit der Staatssicherheit-Tätigkeit nicht vereinbar. Denn in der Logik des Geheimdienstes wäre die Aufkündigung der SED-Mitgliedschaft als Loyalitätsbruch interpretiert und Frau Dorsch somit zu einem Risikofaktor geworden.

Die Suche nach moralisch überzeugenden Bezugspersonen innerhalb der SED wird aber von ihr nicht aufgegeben. Es müssen Menschen sein, die sowohl „*sich auch so verhalten haben, wie das Statut es gegeben hat, vorgeschrieben hat*" (Z 1211 f.), als auch „*mit ihren ganzen Problemen rein menschlich geblieben sind*" (Z 1214 f.). Nachdem sich gewissermaßen die Verheißung, zur (moralischen) Elitegemeinschaft dazuzugehören, als illusorisch erwiesen hat, fällt Frau Dorsch auf den Boden der sozialen Realität zurück. Sie kommt wieder dort an, wo ihr Lebensweg vom Elternhaus weg in die Selbständigkeit seinen Ursprung hatte: bei dem Motiv, sozialen Anschluss zu Menschen zu finden, denen sie vertraut und die ihr auf einer persönlich-menschlichen Ebene helfen. Bezugspersonen, die ihre emotionalen und sozialen Defizite ausgleichen und gleichzeitig auch die Ideale („Statut") der Partei vorleben „*waren für mich wichtig*", und wie sie weiter ausführt, „*die hast du eigentlich auch genügend gehabt.*" (Z 1202)

Damit bleibt Frau Dorsch grundsätzlich die Möglichkeit der Defizitminderung innerhalb der SED erhalten. Sie bindet sich an Genossen und Genossinnen, die sie in ihrem unmittelbaren Arbeitsumfeld kennen lernt. Diese Bezugspersonen beeinflussen sie und bewirken eine immer engere Bindung an die Partei. Ergänzt wird die emotional-soziale Integration von Frau Dorsch durch eine schrittweise sich vollziehende politisch-ideologische Akkulturation. Institutionelle Einrichtungen wie die monatlich stattfindenden Parteiversammlung oder Parteilehrjahr tragen zu ihrer politisch-weltanschaulichen Gleichschaltung und zur nachhaltigen Identifikation mit dem staatssozialistischen System der DDR bei: „*Ich bin auch aufgetreten* [auf Parteiversammlungen] *(,) ja (.) ich hab mich schon auch vorbereitet und hab das gesagt (,) auch was sie hören wollten*" (Z 1194 f.) Erkennbar ist die im Sinne der Partei und Staatssicherheit „gelungene" Inklusion z. B. anhand der Verwendung des propagandistisch genutzten Freund-Feind-Schemas. So redet sie in Hinblick auf den „Prager Frühling" von einer „Konterrevolution" (Z 1614); die alle sozialen Schichten durchziehende Massenbewegung, die Ende 1989 den Zusammenbruch des Sozialismus in der DDR bewirkte, reduziert sie auf „*fünfzichtausend oder hunderttausend Leute*" (Z

1961), *die gegen uns war*" (Z 1958 f.); die militärische Niederschlagung des „Prager Frühlings" und der Aufstände in Ungarn 1956 werden von ihr ebenso wie der Mauerbau 1961 und die Ausbürgerungen von DDR-Dissidenten (Z 1661 ff.) linientreu positiv bewertet und höchstens im Detail kritisiert.

7. Die Gelegenheitsstruktur des MfS

7.1 Der Eintritt

Unter der Werft-Belegschaft, zu der Frau Dorsch von 1958 bis 1960 gehört, ist die Präsenz der Staatssicherheit ein offenes Geheimnis. Allen ist bekannt, dass es eine Operativgruppe gibt und dass diese ein eigenes Zimmer hat, aber was dort geschieht, verbleibt im Verborgenen. In dieses Büro wird Frau Dorsch eines Tages bestellt. Ein Gespräch bei der Staatssicherheit ist keine alltägliche Situation. Insofern handelt es sich um eine außergewöhnliche Gelegenheitsstruktur für sie.

Frau Dorsch nimmt den Termin nicht – wie man vermuten könnte – heimlich wahr. Vielmehr sucht sie zuvor Rat bei den Kollegen: „*also ich wurde dorthin bestellt und hatte dann im Kollegenkreis schon gefragt, (was??) das ist*" (Z 208 f.). Der Grund für dieses Verhalten wird nicht genannt. Es kann wohl ausgeschlossen werden, dass mit dem offenen Umgang die Geheimhaltungsstrategie der Staatssicherheit durchkreuzt werden sollte. Näher liegt die Vermutung, dass Frau Dorsch aus einer naiven Unwissenheit bzw. einer hilflosen Unsicherheit heraus, die Kollegen fragte. Eine (möglicherweise sogar ironisch gemeinte) Bemerkung von Kollegen: „*na geh doch mal dahin*" (Z 20 ff.) versteht sie als Zustimmung und Aufforderung, den Gesprächstermin wahrzunehmen.

Das Gespräch entpuppt sich als ein Rekrutierungsversuch. Frau Dorsch wird gefragt, ob sie „*Interesse hätte, im MfS zu arbeiten*" (Z 210 f.). Sie reagiert weder kategorisch ablehnend noch bittet sie sich Bedenkzeit für eine Entscheidung aus. Im Gegenteil, ohne dass Druck auf sie ausgeübt wird, sagt sie sofort zu. Im Interview schildert sie die Situation rückblickend: „*ich wusste* nicht *was es* [das MfS] *war (,) und ich habe natürlich gleich ja gesagt*" (Z 211). Bemerkenswert ist hier, dass retrospektiv im Interview die prompte Zusage, MfS-Mitarbeiterin zu werden, im selben Atemzug mit dem Bekenntnis erfolgt, nichts über den DDR-Geheimdienst gewusst zu haben. Es ist nämlich nicht „*natürlich*", ohne jegliche Vorstellung, worauf man sich einlässt, „*gleich ja zu sagen*". Von der Option, im MfS anzufangen, ist sie offensichtlich überrascht worden. Trotz der bescheidenen Karriere innerhalb der Werft (Tätigkeit im Klubhaus) zögert sie aber nicht, die Aufstiegschance des MfS wahrzunehmen. Wie kann diese durch Unkenntnis der Kontextbedingungen und spontane Zusage gleichermaßen geprägte Motivationsstruktur plausibilisiert werden?

Ihre Zusage begründet sie im Interview damit „*weil für mich also, ich denke schon im ersten Augenblick stand also da komme ich ein Stück weiter* (Z 212) … *im Inneren muss es immer gewesen sein, irgendwie wollte ich auch möglicherweise nicht stehen bleiben*" (Z 217 ff.). Die verwendeten Ausdrucksgestalten „*ein Stück weiter kommen*" und „*nicht stehen bleiben*" deuten auf das Moment der Rastlosigkeit. Sie manifestieren das Bedürfnis, sich zu entwickeln, vorwärts zu kommen, in Bewegung zu bleiben. Aber auch die Konnotationen des Fliehen-Wollens, des Getrieben- bzw. Verfolgt-Werdens liegen hier nahe.

Vor dem Hintergrund der angenommenen Fallstrukturhypothese fügen sich all diese Lesarten zu einem kohärenten Gesamtbild zusammen: Frau Dorsch sucht für sich einen Weg, um den früheren Familienverhältnissen und Kindheitserlebnissen nachhaltig entfliehen zu können. Dieser Weg muss über konkrete Gelegenheiten führen, die einen Abbau der empfundenen persönlichen Nachteile ermöglichen. Nur wenn es ihr gelänge, die emotionalen, sozialen, materiellen Defizite und das Bildungsdefizit aufzuheben, könnte sie die Vergangenheit tatsächlich hinter sich lassen und ein „eigenes" Leben führen. In dieser Hinsicht begreift Frau Dorsch das Angebot der Staatssicherheit sofort als eine günstige Gelegenheitsstruktur. Es zeigt sich hier das gleiche Entscheidungsmuster wie bei dem wenige Monate zurückliegenden Parteieintritt.

Während der Parteieintritt vor allem einen Abbau des emotionalen und sozialen Defizits versprach, verbindet Frau Dorsch mit der MfS-Tätigkeit primär die Hoffnung, das Bildungsdefizit und das materielle Defizit zu mindern. „*Ein Stück weiterkommen*" (Z 213 f.) bedeutet nämlich für sie: „*ich kann auch ein bisschen was dazu lernen. Und ich verdiene mehr. Man hat mir gleich gesagt, ich würde 460 Mark verdienen und ich habe vorher nur 350 verdient.*" (Z 214). Demnach sind es eine für die Kriegsgeneration typische Orientierung auf individuelle Wohlfahrt und ein latentes Aufstiegsstreben, die hinter ihrer Bereitschaft zum MfS-Eintritt stehen.

Nach dem Rekrutierungsgespräch wendet sie sich an die beiden Bezugspersonen, Frau Nussel und den Alten Kommunisten. Beide raten ihr: „*mach es*" (Z 266).

7.2 Die Karriere

Bereits ein Jahr nach dem Eintritt ist ihr Verbleib im Ministerium ungewiss. Denn es zeigt sich, dass ihr Bildungsdefizit eine reguläre Ausübung ihrer Arbeit sichtlich erschwert „[Ich] *war also schlecht ausgebildet. Ich hatte zusehends zu viel Lücken … ich habe viel zu viel Fehler gemacht… das erste Jahr war für mich ein sehr schlimmes Jahr"* (Z 273). Trotz der bereits während ihrer Tätigkeit in der Werft erworbenen Kenntnisse in Maschinenschreiben, Stenographie und Buchhaltung, ist ihre Qualifikation selbst für ihre Stellung als Schreibkraft unzureichend. Frau Dorschs Arbeit bedarf ständiger Überprüfung und Korrektur. Durch Kurse an der Volkshochschule sollen ihre Deutschkenntnisse verbessert werden. Ungeachtet ihrer offensichtlich mangelnden Eignung wird ihr von Kollegen und unmittelbaren Vorgesetzten ein beträchtliches Maß an Verständnis und Förderung entgegengebracht.

Wie schon beim Plausibilisierungsversuch des MfS-Eintritts greift Frau Dorsch auch hier auf das Muster der externen Attribution zurück, um den Verbleib zu begründen. Anhand dieses Musters wird anschaulich, wie wenig Frau Dorsch sich selbst zutraut. Sie ist darauf angewiesen, dass für sie „gesorgt wird". In Hinblick auf ihre Lebensmaxime – die vorhandenen persönlichen Defizite zu mindern – bedeutet dies: Die praktische Umsetzung jener Maxime gelingt nicht aus eigener Kraft. Frau Dorsch ist auf die Unterstützung und das Wohlwollen anderer angewiesen.

Mehr noch als das Bildungsdefizit wird ihr Menschenbild zum Prüfstein ihrer Mitarbeit im MfS. Noch unter dem Eindruck der Menschlichkeit und Wärme ihrer Beziehungen zu den Vertrauenspersonen im Klubhaus der Werft überträgt sie dieses Ideal auf alle Parteigenossen und Mitarbeiter der Staatssicherheit: *„also ich bin auch mit diesem Glauben hingegangen, das sind alles Genossen, das sind alles hervorragende Leute. Leute, die auch moralisch über den Dingen stehen"* (Z 280). Die Konfrontation

mit deren Fehlbarkeit und Korruption, mit Diebstahl, Parteiverfahren und Abweichung vom Statut erlebt sie für sich als *„Schock“* (Z 295).[6]

Sie zieht die Konsequenzen und stellt nur ein Jahr nach ihrem Eintritt in das MfS einen Antrag auf Entlassung. Dieser wird mit der Versetzung in den Bereich Nachrichten der übergeordneten Bezirksverwaltung beantwortet. Trotz dieses Aufstieges innerhalb der Organisationshierarchie des MfS erfährt Frau Dorsch eine berufliche Schlechterstellung. Sie wird von einer Schreibkraft zur Telefonistin „degradiert“. An diesem Tiefpunkt relativiert sie ihre idealisierten Vorstellungen von den Parteigenossen und Arbeitskollegen: „[Das] *sind Menschen s=so wie du und wie alle andern und auch wie die Leute draußen“* (Z 1231), *„Menschen mit vielen Fehlern“* (Z 285). Darüber hinaus hat sie *„dann eben festgestellt, dass die Leute, die da oben saßen, nicht besser waren und dass ich das* [Arbeitspensum der Höhergestellten] *auch schaffe*“ (Z 333).

Mit einer realistischen Sicht auf die Arbeitsbedingungen und -perspektiven im MfS sowie der nun desillusionierten Einstellung zu ihren Kollegen, die Frau Dorsch nicht länger als moralisch integere und leistungsfähige „Übermenschen“ konstruiert, ist ein Umdenken in Bezug auf ihre persönliche Arbeitsmotivation verbunden. Ihre Vorstellung, soziale Integration allein aus der formalen Gruppenzugehörigkeit (Parteimitgliedschaft und MfS-Tätigkeit) zu erlangen, weicht nun der Einsicht, dass sie sich ihren Platz in der Gesellschaft selbst erarbeiten könnte. Es bildet sich eine Karrierebereitschaft aus, die ihre soziale Verortung aufgrund eigener Leistung sicherstellen soll. Das Streben nach beruflichem Aufstieg folgt dabei nicht den Präferenzen Selbstverwirklichung oder Statusgewinn. Es steht vielmehr im Zusammenhang des Motivs der Defizitminderung. Aufstieg ist mit einem erweiterten Zugang zu Defizit mindernden Ressourcen verbunden: Bezugspersonen, Anerkennung, Qualifikation, höhere Entlohnung usw. Eine Karriere bietet ihr unter der Aufstiegsperspektive quasi Gelegenheiten und Mittel, ihre Defizite auszugleichen.

Die konkreten Aufstiegsoptionen innerhalb der Staatssicherheit sind von einer Dualität geprägt: Zum einen trifft Frau Dorschs Leistungsbereitschaft und hr Wille weiterzukommen auf institutionell angelegte Weiterbildungsangebote, zum anderen auf situative Gelegenheiten der internen Stellenplanung. Qualifizierende und situative Aufstiegschancen ermöglichen Frau Dorsch eine Karriere auf „niedrigen Niveau“, bei der sie zwar eine Offizierslaufbahn einschlägt, aber über die Tätigkeit einer Sekretärin nicht hinauskommt. Zunächst absolviert sie so genannte Leistungsklassen, d.h. interne fachspezifische Bildungsabschlüsse, die ihr eine stufenweise Beförderung vom Soldaten bis zum Obergefreiten einbringt. 1971 kann sie einen Facharbeiterabschluss für Schreibtechnik vorweisen und ist bis 1977 zur Sekretärin im Bereich Nachrichten aufgestiegen. Relevante situative Gelegenheiten, die zweite Seite der Dualität, sind vor allem frei werdende und mit einem höheren Dienstrang verbundene Planstellen. Als 1977 eine Kollegin erkrankt, muss die Sekretärinnenstelle eines Obersts neu besetzt werden. Frau Dorsch wird unter mehreren Kandidatinnen ausgewählt und zum Leutnant befördert. Im Zuge größerer Umstrukturierungsmaßnahmen wird ihr Bereich

6 In Bezug auf dieses Schockerlebnis kommt es zu Überschneidungen mit ihren Erfahrungen innerhalb der SED. Da per se alle MfS-Mitarbeiter ihrer Diensteinheit zugleich die SED-Mitglieder ihrer Parteigruppe bildeten, ist eine eindeutige Differenzierung im Nachhinein nicht mehr möglich.

aufgelöst und eine neue Operativgruppe gegründet. Es bietet sich ihr die Gelegenheit für deren Leiter zu arbeiten und damit zum Hauptmann aufzusteigen.

Die ausgeprägte gefühlsbetonte Bindung an Bezugspersonen in Frau Dorschs Umfeld bleibt auch für ihre Tätigkeit im MfS charakteristisch und ist geeignet ihr emotionales Defizit zu kompensieren. Exemplarisch beschreibt sie ihre Beziehung zu einem Genossen (Zimmermann), an den sie sich „*och n bisschen geklammert*" (Z 563) hat. Kennzeichnend für solche Bezugspersonen ist eine „*rein menschliche Sache, die sich da also angebahnt hat*" (Z 565). Den weiteren Ausführungen ist zu entnehmen, dass mit der „rein menschlichen Sache" das verloren geglaubte Idealbild vom „guten, integren Kommunisten" gemeint ist. Bei „*dem Zimmermann habe ich nie Negatives gesehn*" (Z 606). Diese Bezugspersonen reagieren außerdem mit einer besonderen Nachsicht auf Frau Dorschs Defizite: „*er stand sehr oft auch auf meiner Seite*" (Z 568), „*viel Geduld aufgebracht*" (Z 571), „*die genug Zeit und Muße hatten zu warten bis du herangereift bist, dass du hundert Prozent arbeiten kannst*" (Z 572) usf. Die von ihnen ausgehende Unterstützung und Frau Dorschs enge Beziehung zu ihnen kann als wesentliches Moment ihres Vorankommens betrachtet werden. Frau Dorschs Einschätzung ihrer Bezugspersonen („*ich habe diese Leute gefunden … die für mich wichtig waren, … die für mich also wertvoll waren*" [Z 1310]) erhält vor diesem Hintergrund eine besondere Qualität. Ihre emotionale Bindung an Vorgesetzte überschreitet dabei regelmäßig die Grenzen professioneller Arbeitsbeziehungen und kann als Karriere förderndes Element gelten. Die anhaltende Orientierung an diejenigen Männer, die ihr mit „väterlichem Wohlwollen" begegnen, korrespondiert einerseits mit ihrem Streben nach persönlicher Nähe und stabilisiert darüber hinaus ihre vom Bildungsrückstand überschattete Karriere. Insofern bieten die paternalistisch eingestellten unmittelbaren Vorgesetzten einen für ihre MfS-Tätigkeit passenden Interaktionsrahmen.

Als Zwischenresümee lässt sich festhalten: Das MfS bietet in seiner hierarchisch-militärischen Organisation eine geeignete Gelegenheitsstruktur, Frau Dorschs Defizite auszugleichen. Die Bindung von Planstellen an bestimmte Dienstgrade ermöglicht ihr den Zugang zu einer Offizierslaufbahn, als sie die erforderlichen Qualifikationen erworben hat. Den seit ihrer Schulzeit bestehenden Bildungsrückstand kann sie im Ministerium vermindern. Emotionale Defizite überbrückt Frau Dorsch im „Klammern" und „Festhalten" an ihren Bezugspersonen. Der Erwerb von persönlicher Anerkennung und Wertschätzung ist geeignet, das soziale Defizit zu überwinden. Die Wirksamkeit dieses Modus bildet folgende Aussage ab: „*ich hab's auch dann immer wieder gespürt, indem ich immer höher gestiegen bin … des warn schon irgendwo Glücksgefühle … dieses Gefühl dazuzugehören … schon ne Art Anerkennung*" (Z 656 ff). Die mit dem Aufstieg verbundenen Gehaltssteigerungen können zudem das materielle Defizit abbauen.

Äußerungen wie „*ich bin vom Charakter her schon so, dass ich also nich s so sehr schnell aufgebe*" (Z 648), „*da komme ich ein Stück weiter. Ich kann auch ein bisschen was dazulernen*" (Z 213) und „*man sah in erster Linie nur seine Arbeit … wir haben also den persönlichen Bereich stets untergeordnet*" (Z 813) verweisen zwar auf eine klare Aufstiegsorientierung und eine hohe Leistungsbereitschaft. Die anhaltende Relativierung ihrer Karriere und Erfolge lässt jedoch darauf schließen, dass diese weder vollständig bewusst noch in erster Linie strategisch-zielgerichtet verfolgt wurde. Als handlungsentscheidend lassen sich stattdessen immer wieder Momente der Defizit-

minderung ausmachen. Frau Dorschs Eintritt in eine Offizierslaufbahn wird somit als ein Resultat aus den vom MfS offerierten Gelegenheitsstrukturen einerseits und ihrer eigenen Lebensmaxime der Defizitminderung andererseits verständlich.

7.3 Das Privatleben

Der Verlauf von Frau Dorschs Tätigkeit und ihrem Aufstieg im MfS ist mit einer tief greifenden Durchdringung ihrer Lebenswelt durch den Geheimdienst verbunden. Es zeigt sich, dass die Gelegenheitsstrukturen der Staatssicherheit nicht auf das Berufsleben beschränkt bleiben, sondern weit hinein in die Privatsphäre reichen. Die vielfältigen Verflechtungen, Beeinflussungen bis hin zu gezielter Manipulation des Privatlebens von Frau Dorsch sollen hier an markanten Punkten dargestellt werden.

Massiv greift das MfS in die Paarbeziehungen von Frau Dorsch ein. Es ist Vorschrift, in Frage kommende Lebens- bzw. Ehepartner dem Ministerium für eine Sicherheitsprüfung anzuzeigen: „*man hat also äh den eingereicht, hat gesagt: zu diesem Mann hab ich also Kontakte und ich habe die Absicht ähm enger mit dem zusammen zu sein und man hat den natürlich dann überprüft*“ (Z 716). Auch Frau Dorschs erste Partnerwahl hat man bereits dieser Prozedur unterzogen und dabei „*natürlich mehr gesehn, was man selber nicht wusste*“ (Z 720). Dieser „von draußen“ kommende Mann, so ergab die Überprüfung „*taugte moralisch nicht, er hat nich gearbeitet, er war also einer, der sich durch das Leben schmuggelte*“ (Z 737), und damit jemand, der nicht ins „*Organ reinpasste*“. Resümee in Bezug auf den Mann, mit dem Frau Dorsch enger zusammen sein wollte: „*ich wäre mit dem eh gescheitert*“ (Z 739) und „*es war jemand, der – konntest du echt vergessen*“ (Z 734).

Ihren zukünftigen Ehemann, den Bruder eines Kollegen und Mitarbeiter im operativen Bereich, lernt sie dann auf einer MfS-internen Jahrestagsfeier kennen und heiratet ihn 1967. Die Beziehung zu ihrem Ehemann ist nicht das, was man eine erfüllte Liebesehe nennt. Vielmehr könnte man treffender behaupten, dass Frau Dorsch in Bezug auf Partnerschaft die Gelegenheitsstruktur nutzt, welche ihr die Staatssicherheit bietet. In gewisser Weise fungiert nämlich der Geheimdienst als ein „Heiratsmarkt“ für die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen. Die Auswahl der Lebenspartner bleibt keine reine Privatsache. Als Idealfall für den sozialistischen Geheimdienst gilt, wenn beide Partner als Mitarbeiter dienen. Die vom MfS organisierten regelmäßigen Feiern bieten eine praktische Gelegenheit, dass sich Mitarbeiter aus den ansonsten voneinander getrennten Arbeitsbereichen kennen lernen können. Es mag dahingestellt bleiben, ob dieser „Heiratsmarkt“ von der MfS-Leitung intendiert war. Was sich im Fall von Frau Dorsch aber zeigt, ist, dass sie diese vorhandene Gelegenheit nutzt, auch wenn sie erkennt, „*dass man da massiv Einfluss genommen hat*“ (Z 713 f.). Sie wird von der Staatssicherheit mit einem Mann „versorgt“.

Die beiden Kinder kommen 1968 und 1971 zur Welt. Wie in der DDR nicht unüblich, nimmt Frau Dorsch ihre Tätigkeit jeweils acht Wochen nach der Geburt wieder auf. Ihr erstgeborenes Baby bringt sie in einer zum MfS gehörenden Wochenkrippe unter. Mit einem Sonderbus werden die hier betreuten Kinder freitags abgeholt und nach dem Wochenende wieder in die Einrichtung gebracht. Nach der Geburt des zweiten Kindes werden zwar beide Kinder in einer Tageskrippe betreut. Dennoch bedauert Frau Dorsch, dass die Kinder unter ihrer hohen Arbeitsbelastung zu leiden gehabt hätten. Sie rechtfertigt aber die Situation damit, dass „*die Einrichtungen schon*

viel gemacht haben … mehr, was ich vielleicht zu Hause hätte machen können" (Z 827).

Vor dem Hintergrund von Frau Dorschs emotionalen und sozialen Defiziten hätte man eigentlich erwarten können, dass sie in ihrer eigenen Familie das nachholt, was ihr in jungen Jahren verwehrt blieb. Im starken Kontrast zu dieser Annahme steht die Tatsache, dass sie gerade die Aufgaben und Entscheidungen, die auf Emotionalität, Empathie, Affektivität usw. beruhen, bereitwillig an den Sicherheitsdienst abgibt. Die eigene Familie wird von ihr nicht als Gelegenheit begriffen, ihre Defizite zu kompensieren. Das Zuhause mit Ehemann und Kindern wird nicht zum Ort menschlicher Nähe und emotionaler Wärme. Frau Dorsch reproduziert ihre Kindheitsverhältnisse und lässt sich die Familie vom MfS quasi „abnehmen". Das Familienleben und auch die Erinnerungen daran verbleiben auf einer entemotionalisierten, funktionalen Ebene. Frau Dorsch begnügt sich damit, ihre eigenen Kinder „versorgt" zu wissen.

Die totale Vereinnahmung des Individuums bis in das Privatleben hinein schlägt sich zudem in der gezielten Zusammenführung von Angehörigen des MfS, der Armee und der Polizei in eigenen Wohnblocks nieder, „*sicherlich auch, weil man die dann schneller auch erreichen konnte*" (Z 864). Kontakte zu Außenstehenden wurden so zurückgedrängt. Die Abschottung der MfS-Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen bedingt eine Isolation von der übrigen Gesellschaft und führt zum Verlust des Bezuges zur restlichen Bevölkerung.

Die Verzahnung zwischen Staatssicherheit und Frau Dorschs privater Lebenswelt ist so umfassend, dass eine Grenzziehung zwischen beiden Bereichen nicht mehr möglich ist. Ein Privatleben im Sinne eines Gegenpols zum Erwerbsleben existiert für sie nicht. Geradezu lückenlos überlagern die Strukturen des Geheimdienstes ihre Handlungs- und Entscheidungsräume und bestimmen maßgeblich die Ausgestaltung ihres Privatlebens.

8. Das Typische am konkreten Fall von Frau Dorsch – ein Fazit

Mit der Fallauswertung konnte gezeigt werden, dass die subjektiven Motivations- und Handlungsstrukturen von Frau Dorsch sowie ihre biographischen Verlaufsmuster und normativen Orientierungen mit der geheimdienstlichen Organisationsstruktur und Funktionslogik der Staatssicherheit in einem günstigen Passungsverhältnis stehen. Tatsächlich fügt sich die Art und Weise, wie Frau Dorsch ihr eigenes Leben arrangiert, nahtlos ein in die totale Institution Staatssicherheit. Das MfS bietet ihr bestimmte Gelegenheitsstrukturen, die sie als Realisierungsmöglichkeit ihres persönlichen Lebensentwurfes wahrnimmt.

Der Abbau von eigenen sozialisationsbedingten emotionalen, sozialen und materiellen Defiziten sowie Bildungsdefiziten bildet die Maxime ihrer Lebensführung. Vor der MfS-Rekrutierung scheitern Versuche, diese Maxime umzusetzen. Weder in der Kirchengemeinde noch im Rahmen ihrer Berufsausbildung und in der sich anschließenden Erwerbsarbeit (Fischfabrik und Schiffsreinigung) findet Frau Dorsch die ersehnte Anerkennung durch andere und emotionale Geborgenheit. Selbst der verheißungsvolle Eintritt in die SED mündet in Enttäuschung. Der vielleicht nächstliegende Versuch einer Kompensation der sozialisationsbedingten Mängel – mit Erreichen der Volljährigkeit eine eigene Familie zu gründen – wird offenbar nicht einmal in Erwägung gezogen. Erst durch die kurzzeitige Arbeit im Klubhaus gelingt Frau Dorsch ein

Richtung weisender Schritt. Sie kann durch Weiterbildung ihre Bildungsmängel verringern, hat persönliche Kontakte zu Arbeitskollegen (insbesondere zu Frau Nussel und dem „alten Kommunisten") und steht zum ersten Mal „auf eigenen Beinen". Allerdings will Frau Dorsch „*nicht stehen bleiben*" sondern „*ein Stück weiter*" kommen. Darauf setzend, dass die MfS-Mitarbeit eine umfassendere Defizitminderung erlaubt, lässt sie sich rekrutieren. So trivial dies klingen mag, aber Frau Dorsch „probiert" im Hinblick auf ihre Lebensmaxime einige Institutionen durch und „bleibt" schließlich bei der Staatssicherheit „hängen".

Festgehalten werden muss, dass für ihre Entscheidung, Mitarbeiterin der Staatssicherheit zu werden, ihre damalige politisch-ideologischen Einstellung vollkommen unerheblich ist. Anstelle eines marxistischen Klassenbewusstseins ist bei ihr die *individuelle Wohlfahrtsorientierung* das eigentliche Motiv. Diese Motivlage, die für die gesamte Dienstzeit bis 1989 bestehen bleibt, lässt sich vor dem Hintergrund ihrer Lebensführungsmaxime spezifizieren. Das Bestreben, die sozialisationsbedingten persönlichen Mängel zu kompensieren, führt bei ihr zu einer *Karrierebereitschaft auf niedrigem Niveau*. Diese Einstellung muss unterschieden werden von einem *aufstiegsfixierten Karrierestreben*. Frau Dorsch geht es nicht um Statusgewinn im Sinne eines beruflichen Aufstiegs innerhalb der MfS-Hierarchie. So erwähnt sie etwa den erreichten militärischen Dienstgrad „Hauptmann" eher beiläufig. Die Karriere wird bei ihr auch nicht zum Selbstzweck. Vielmehr entwickelt sie eine intrinsische Arbeitsmotivation. Sie ringt ständig darum, die ihr gestellten Arbeitsaufgaben zu erfüllen, denn nur die korrekte Pflichterfüllung führt zu sozialer Anerkennung durch relevante Bezugspersonen, zur planmäßigen Gehaltserhöhung und letztlich „*ein Stück weiter*". Frau Dorschs Motivstruktur (Karrierebewusstsein auf niedrigem Niveau) korreliert mit den institutionellen Vorgaben der Staatssicherheit an ihre Sekretärinnen-Tätigkeit. Sie ist in erster Linie mit bürokratischen Routineabläufen beschäftigt und hat keine eigenen maßgeblichen Entscheidungskompetenzen. Man kann in dem Sinne von einem Passungsverhältnis zwischen individuellem Lebensarrangement und institutionellen Strukturen des MfS sprechen, als sie genau jene Stelle bereitwillig einnimmt, die für sie vorgesehen ist. Frau Dorsch wirkt als Funktionsrädchen in dem repressiven Geheimdienstapparat der DDR-Staatssicherheit. Selbst im Privaten ist sie im Dienst der Staatssicherheit.

Die hier vorgenommene Charakterisierung markiert die *spezifische Fallstruktur* der MfS-Mitarbeiterin Frau Dorsch. Es handelt sich also um eine konkret gelebte Möglichkeit, wie jemand unter den gesellschaftlichen Bedingungen in der DDR zu einem langjährigen Mitarbeiter des MfS werden konnte. Es lassen sich aber durchaus Anhaltspunkte dafür finden, dass in diesem Fall etwas *Typisches* strukturell angelegt ist.

Ein zentraler Anhaltspunkt für die Verallgemeinerbarkeit der Untersuchungsergebnisse ist die *individuelle Wohlstandsorientierung* als Motivstruktur für die Tätigkeit im DDR-Geheimdienst. Zumindest kann angenommen werden, dass Frau Dorsch in dieser Hinsicht keine Ausnahme darstellt. Selbst die spezifische Ausprägung – das Streben nach sozialer Anerkennung und emotionaler Geborgenheit, nach materiellem Versorgtsein und einem adäquatem Bildungsstand – ist ein verbreitetes Phänomen ihrer Generation. Wie lässt sich diese Generalisierung plausibilisieren?

Entsprechend ihres Geburtsjahres 1940 gehört Frau Dorsch der *Kriegskindgeneration* an. Es lassen sich bei ihr Strukturbedingungen rekonstruieren, die für die Kohor-

ten der zwischen 1939 und 1945 in Deutschland Geborenen charakteristisch sind und die sich in den defizitären Lebenssituationen und beschädigten Start- und Lebensbedingungen niederschlagen (Radebold 2001: 90). Kennzeichnend für das Aufwachsen der Kriegskinder sind Not, Verarmung, Hunger, Krankheit, ungenügende Wohnungssituation, fehlende medizinische Versorgung, eingeschränkter Schulbetrieb usf. Neben der materiellen Unterversorgung der Kriegs- und Nachkriegsjahre weisen diese Kohorten auffallend häufig psycho-soziale Beeinträchtigungen auf, die aus einer dieser Zeit eigenen Familiensituation hervorgehen. Zu nennen sind in diesem Zusammenhang die vorübergehende oder dauerhafte Abwesenheit der Väter und die Überforderung der Mütter, die häufig mit der Erziehungs- und Erwerbsarbeit auf sich gestellt blieben (Schütze/Geulen 1989). Die für die Kriegsgeneration charakteristischen „beschädigten Familienverhältnisse" (Geulen 1998: 45 ff.) sind dadurch gekennzeichnet, dass ein stabiler familialer Beziehungsrahmen bzw. ein positiv stimulierendes Milieu für den Sozialisationsprozess der Kinder fehlen (Geulen 1998: 45). Es kommt zu traumatisierenden Wirkungen. Die starken innerfamiliären Probleme führen typischerweise dazu, dass sich die Kinder von der Herkunftsfamilie lösen, um einen anderen, stabileren sozialen Bezugsrahmen zu suchen. So lässt sich für die Kriegsgeneration ein „freudloses bis resignatives, chronisch depressives und dazu altruistisches Funktionieren ohne Zukunftsperspektive" (Radebold 2001: 100) konstatieren.

Diese in der Kriegskindgeneration häufig anzutreffenden Dispositionen lassen sich in Frau Dorschs Biographie zahlreich auffinden. Ihre Kindheitserinnerungen sind stark geprägt von Schilderungen existentieller Notsituationen (Hunger und Wohnraummangel) und vom Leiden unter den zerrütteten Familienverhältnissen. Ebenso zeigt Frau Dorsch ein charakteristisches politisch systemkonformes Verhalten und überdurchschnittliche Orientierungsprobleme innerhalb der eigenen Lebensführung.

Auch noch als Erwachsene ist sie in auffallender Weise auf das Vertrauen und die Anerkennung durch andere angewiesen. Welche Bedeutung sie den emotionalen zwischenmenschlichen Kontakten beimisst, wird bereits an typischen Ausdrucksgestalten ablesbar. So fallen im Zusammenhang mit wichtigen Bezugspersonen Prädikate wie „*orientieren*", „*festhalten*" oder „*klammern*". Der Grad an emotionaler Geborgenheit, Vertrauen, Unterstützung und sozialer Anerkennung wird bei ihr zur normativen Bemessensgrundlage für die Qualität sozialer Beziehungen.

Der Verweis auf die allgemeinen Merkmale der Kriegskindgeneration verdeutlicht noch einmal das primäre Erkenntnisinteresse der hier vorliegenden Untersuchung. Letztlich geht es bei dieser Analyse nicht um die vorgestellte Einzelbiographie an und für sich. Vielmehr sollen *typische* Aspekte herausgearbeitet werden, die sich in *diesem konkreten* Fall manifestieren. Anders formuliert: Die Einzelbiographie von Frau Dorsch wird interpretiert als *eine* generalisierbare Möglichkeit, wie unter den gesellschaftlichen Bedingungen in der DDR ein Leben in der totalen Institution Staatssicherheit tatsächlich Realität werden konnte. So wie es einerseits nicht um den singulären Fall an und für sich geht, geht es andererseits auch nicht um eine reine Subsumption des empirischen Falles unter einer allgemeinen Regel. Der Hinweis, dass sich in Frau Dorsch ein Typus manifestiert, meint also nicht, dass die rekonstruierte Fallstruktur repräsentativ für die hauptamtliche Staatssicherheit-Mitarbeit im Allgemeinen gelten solle. Vielmehr handelt es sich um eine Variante von Staatssicherheit-Mitarbeit innerhalb eines Kontinuums. Dieses Kontinuum kann in seiner Gesamtheit

als Typologie dargestellt werden. Notwendig für die Entwicklung einer solchen Typologie sind freilich empirische Vergleichsfälle. Eine entsprechende Analyse mit einem Sample von 30 bis 40 Interviewpartnern und -partnerinnen steht demnächst an.

LITERATUR

Geulen, Dieter (1998): Politische Sozialisation in der DDR. Autobiographische Gruppengespräche mit Angehörigen der Intelligenz. Opladen: Leske + Budrich.

Gieseke, Jens (2000): Die hauptamtlichen Mitarbeiter der Staatssicherheit. Personalstruktur und Lebenswelt 1950-1989/90. Die hauptamtlichen Mitarbeiter der Staatssicherheit. Personalstruktur und Lebenswelt 1950-1989/90. Berlin: Links.

Gieseke, Jens (2001): Mielke-Konzern: Die Geschichte der Stasi 1945-1990. Stuttgart/München: Deutsche Verlagsanstalt

Kleemann, Frank, Uwe Krähnke und Ingo Matuschek (2007): Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung in die Praxis des Interpretierens. Wiesbaden: VS (im Erscheinen).

Müller-Engbergs, Helmut (Hg.) (1996): Inoffizielle Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit, Teil 1: Richtlinien und Durchführungsbestimmungen. Berlin: Ch. Links Verlag

Müller-Engbergs, Helmut (Hg.) (1998): Inoffizielle Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit, Teil 2: Anleitungen für die Arbeit mit Agenten, Kundschaftern und Spionen in der Bundesrepublik Deutschland. Berlin: Ch. Links Verlag

Oevermann, Ulrich, Tilman Allert , Elisabeth Konau und Jürgen Krambeck (1979): Die Methodologie einer „objektiven Hermeneutik“ und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In H. G. Soeffner (Hg.): Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften, Stuttgart: Metzler, 352-434.

Radebolt, Hartmut. (2001): Abwesende Väter - Folgen der Kriegskindheit. In: Psychoanalysen. Göttingen: Vandenboeck & Ruprecht.

Schapp, Wilhelm. (1953): In Geschichten verstrickt. Zum Sein von Mensch und Ding. In: Ders. (Hg.): Beiträge zur Phänomenologie der Wahrnehmung (Bd. I). Halle:

Schütze, Yvonne und Dieter Geulen (1989): Die „Nachkriegskinder“ und „Konsumkinder“. Kindheitsverläufe zweier Generationen. In Ulf Preuss-Lausitz et al. (Hg.): Kriegskinder, Konsumkinder, Krisenkinder. Zur Sozialisationsgeschichte seit dem Zweiten Weltkrieg. Weinheim: Beltz, 29-52.

Suckut, Siegfried (Hg.) (1996): Wörterbuch der Staatssicherheit. Definitionen zur „politisch-operativen Arbeit“. Berlin.